

Auf der Donau von Ruffschuf bis Orsova.

Von unserem Berichterstatter Hugo Schulz, Vidin, 16. Dezember.

Hinter der Offensive der bis nach Bukarest vorgedrungenen, war keine einfache Sache und die Reise vollzog sich unter mannigfachen, das Gemüt beklemmenden Hindernissen. Wie aber wieder von Bukarest zurückkehren? Mit dem Strom ging es ja noch, aber gegen den Strom. Na, das wird eine schöne Geschichte werden. Da leuchtet plötzlich ein Hoffnungsschimmer. Der Bahnanfänger nach Giurgiu soll bereits hergestellt sein, wenn auch mit Unterbrechungen durch zerstörte Brücken. In Giurgiu mochte uns ein Schlepper oder am Ende sogar ein Personendampfer aufsuchen und uns durch die vielfach mit gesunkenen Schiffen verfeilte, überdies auch nicht ganz minereine Fahrerinne der Donau allmählich nach Orsova bringen. Der Plan war schön und es zeigte sich alsbald, daß auch eine Anzahl von deutschen Offizieren und Soldaten diesen Weg einschlug, um zum Genus des bevorstehenden Heimaturlaubes zu gelangen. Bald sahen wir gemeinsam mit den Offizieren in einem Gütertransportwagen und fühlten uns ganz geborgen. Es ging auch anfangs flott vorwärts, aber bald kamen die Hindernisse, deren erstes schon recht ausgiebig hemmte. Vor der zerstörten Brücke über dem hochgeschwollenen Argeful wurden wir aufgehalten und nun hieß es mit Sach und Pack durch Not und Moran bis nach Gradistea wandern, wo zu einer nicht genau bestimmbar Zeit ein Begengung aus Giurgiu eintreffen sollte, um uns weiter zu befördern. Der hatte es aber nicht sonderlich eilig und ließ uns etwa acht Stunden unter freiem Dezemberhimmel warten. Ich fand so Gelegenheit, mir das Schicksal am Argeful ein wenig zu befehen. Kein neues Bild. Granatentrichter, herumliegende Schrapnellhüllen, mit dem Spaten aufgewühlte Ackerfrume, Hecken und blutige Leinwandstücke, zerrissene Patronentaschen! In der Nähe schlachteten deutsche Pioniere, die beim Brückenbau beschäftigt sind, ein fettes Schwein von drei Zentner Gewicht, dessen Leberstücke sie bald darauf in brodelnden Kochesseln hatten. Wir waren dann nicht bloß Zeugen des ippigen Mahles, sondern erhielten von den freigebigen Pionieren einen tüchtigen Happen der requirierten Beute. Der Krieg lebt nämlich in Rumänien ausschließlich vom Lande, dessen Ergiebigkeit erstaunlich ist. Die gewaltigen Marschleistungen der Truppen wären wohl auch unmöglich, wenn Rumänien nicht so viele Rinder, Schweine, Gänse und Hühner hätte. Die walachische Ebene ist überjät mit behäbigen Ortschaften, die ganz anders aussehen als die armlischen Weiler im gebirgigen Norden des Landes. Die Offensive leidet hier auf großem Fuße und das Land spürt es kaum, wenn auch der einzelne Bauer, den es trifft, bitter seufzen mag in dem Bewußtsein, nun auch noch die ganzen Kosten der verbrecherischen Politik seiner bojarischen Ausbeuter allein tragen zu müssen.

Der Zug kam und holt. Es war schon stockfinster, als wir die Fahrt quer durch das Vorrückungsgebiet der Armee Madonnen beendet hatten und in Giurgiu eintrafen. Um den Bahnhof brannten Feuer, an denen sich deutsche Soldaten ihren Tee kochten. Zu ihnen gesellte ich mich, um wieder eine hübsche Weile zu warten, bis Schenken kamen, um uns und unser Gepäck über die Donau nach Ruffschuf zu bringen. Fast wäre es aber besser gewesen, durch den Not zu stapfen, denn wir hockten zwischen aufgehängten Kadäven wie Krummgeschlossenen. Der Anblick der schauerlich grinsenden Ruinen von Giurgiu erschütterte die Nerven. So was von Zerstörung habe ich nur noch im August 1915 östlich der Weichsel gesehen, wo die Russen ihre Rückzugstraße durch systematisch niedergebrannte Städte markierten. Giurgiu wurde zuerst während der Kämpfe von Ifer zu Ifer mit schwerer Artillerie bearbeitet, was aber noch übrig blieb, ging bei der Erstürmung und bei den Straßenkämpfen in Flammen auf.

Über die gewaltige Kriegsgefahrbrücke, die auf riesigen Schlepptafeln und Eisenpontons ruht, geht es nach Ruffschuf, und wir befinden uns nun auf bulgarischem Boden. Man merkt es gleich an den bulgarischen Landsturmsoldaten, die am Ifer Wache halten. Ich konnte mir die Stadt näher befehen, denn bis das Schiff kam, das uns ins Hinterland entführen sollte — es stand sogar ein Personendampfer in Aussicht — verging wieder fast ein Tag. Ruffschuf hat gleich wie die anderen ehemaligen türkischen Donaufestungen, Silistria, Sijow und Vidin, noch viel Orientalisches in seinem Stadtbilde bewahrt. Das Behagen des Aufenthaltes wird dadurch nicht erhöht, und der „Gan“, in dem ich nach langem Herumirren endlich Unterkunft fand, blieb trotz des stolzen Namens „Hotel Splendid“ hinter den bescheidensten Ansprüchen zurück. Man soll aber sonst in Ruffschuf auf durchaus europäische Art leben können, und die zahlreichen mohammedanischen „Romasen“, die mit der bunten Turban auf dem würdigen Haupte durch die Straßen wimmeln, geben nur die Folge zu der aufstrebenden Neustadt, deren Gepräge durchaus weißlich ist.

Mittags dampften wir ab. Der Kiel des Schiffes schneidet durch

die tiefen Nebel, und der Steuermann tastet sich vorsichtig durch bis zur Kriegsbrücke bei Siftoia, die unter zentralem Arbeitsvorgängen eine Weile ausschleift, um den Dampfer durchzulassen. Bei Jimnitza auf der rumänischen Seite legt er an, genau an der Stelle, wo das erste bulgarische Regiment, das hinübergeschifft wurde, unter den Klängen des „Schumi Marika“ den feindlichen Boden betrat, um sofort unter wildem Hurrageschrei gegen die noch verteidigten Mäander des Anwaltes loszujährmen. Das war am 23. November um 10 Uhr morgens. Der Stromübergang vollzog sich unter dem Schutze dichten Nebels, der das Feuer der Rumänen, die entlang dem Iferjaum nur vorgehobene, halbferne Stellungen hatten, daneben leckte. Sechs österreichische Dampfer, an denen je vier Leviathan von Schlepptafeln hingen, betwehrstelligten die Heberbrücke der Vorhut, die den Brückenschlag decken sollte. Zuerst erreichten österreichisch-ungarische Grenzjäger das feindliche Ifer, dann deutsche Abteilungen und das erwähnte bulgarische Regiment, das gleich eine Musikkapelle mitgenommen hatte. Die Rumänen gaben die schwachen Iferstellungen sofort preis und gingen etwas zurück. Da begannen nun die Geschütze der Monitore, die wie Gespensterschiffe aus dem Nebel aufschwanden, zu spielen, und gleich darauf verstärkten die hinter Siftoia im Hügelgelände verborgenen ganz schweren Kaliber mit ihrem drohenden Paß das einseitliche Konzert. Unser Schiffskapitän, der damals mitgewirkt hat, meint, daß die Rumänen sich gegenüber diesem Vogel von schweren Granaten unmöglich halten konnten. Jedemfalls haben sie sich nicht gehalten, und das Pontonsarbeits, das nun den Brückenschlag vollzog, leistete seine Pontonsarbeit fast ohne blutige Verluste. Die Brücke, die wie ein Wunderwerk, an dem Generationen gebaut haben, dauerte, war in 18 Stunden fertig. In 18 Stunden hatten unsere Pioniere die Eisenkonstruktionsfelder, die je zwei der mächtigen Eisenpontons miteinander verstreben, zusammengefügt, dann ein Brückenglied nach dem anderen eingeführt, alles richtig vernietet und gepösl, bis sich schließlich die Eisenkette aus fählernen Schiffen und fählernen Gerüsten über 900 Meter Strombreite spannte. Dann trappete und stappie, kapperte und dröhnte es hinüber Tag und Nacht, quer über den gewaltigen Strom floß ein anderer gewaltiger Strom in das rumänische Land hinein, um es zu überfluten.

Ich befehte mir die Brücke genau, als ich nach Siftoia hinüberging, um dort ein Stündchen zwischen alten türkischen Gemäuer und neuen Schützengräben zu verweilen. Es hätte keine Eile gehabt, zurückzukehren, denn wir lagen dort noch mehr als 24 Stunden vor Anker, weil der undurchdringliche Nebel das Weiterfahren unmöglich machte. Der Verkehr auf der Donau stockte. Ganze Schlepptafelflotten, die außer Geräten, Wagen, Pferden und Vieh noch Hunderte von Gefangenen an Bord der Rähne hatten, lagen mit abgestoppten Maschinen fest. Die armen Umlauber an Bord unseres Schiffes ägzten vor Ungeduld, denn es hieß, daß wir unter Umständen auf eine Woche nicht vom Fleck kommen würden. Glücklicherweise hoben sich am folgenden Mittag die Nebelschleier und der Dampfer setzte sich in Bewegung. Es war allerdings wenigstens bis über Kom Palanka hinaus nur ein rudewises Vorwärtkommen, denn immer wieder fielen Nebel ein, insbesondere bei Nacht, und wir erreichten schließlich Orsova mit einer Verspätung von fast drei Tagen.

So oft das dicke Gewölk, das über dem Wasser schwebte, zerflatterte, bot die Stromfahrt eindrucksvolle Bilder. Zunächst noch kriegerische. In einem Seitenarm lag wie an einer Schnur gefädelt die ganze Flottille der Monitore und armierten Dampfer, die dort nach getaner Arbeit ruhen. Idyllisches Leben schien an Bord der gepanzerten Schiffe zu herrschen, die Soldaten wuschen und schneuzten, vom Gesänge der Mästen katierten zwanzende Hemden. Noch weiter aufwärts verlor der Strom sein kriegerisches Gepräge und die großartige Landschaftsgenerie rüdte nun in den Vordergrund des Gesichtsfeldes. Die Wasseroberfläche, über die die erst spät mit voller Kraft hervordringende Abendsonne ein leuchtendes Purpurband webt, dehnt sich stellenweise bis zur Breite des Bodensees. Leppige Auen, die noch spätherbstlichen Anblick gewähren, bedecken die Inseln und ziehen sich entlang den Ufern rumänischen Ufern. Sie sind voll von Wasserwid und flehbeinigen Reihern. Das bulgarische Ifer erhebt sich in schroff aufstrebenden Wiesenhöhen, die mit Schafherden gesprenkelt sind, zu einem Tafelland, hinter dem aus weiter Ferne blaue Berge herüberdämmern. Alles atmet da Frieden und ruhiges, einseitiges Naturgeschehen, nichts erinnert mehr an Krieg und Kriegsgefahr, an menschliche Unrast und leidenschaftliche Gier. Nur geschichtliche Kriegsereignisse steigen noch auf. Da steht ein kleines Dörfchen wie ein Schwabendorf an bulgarischen Felsen. Es heißt Nikopoli, noch einer größeren Stadt, die einst an dieser Stelle lag. Bei Nikopoli vollzog sich im Jahre 1395 eine große geschichtliche Wende, dort erwuchs ich in blutiger Schlacht die für die ganze Christenheit einst so furchtbarste Furchengfahr. Zehntausend erreganzerte Ritter aus Deutschland, Frankreich und Ungarn, von König Sigismund geführt, erlagen dort dem wilden Ansturm von etwa 14000 türkischen Spahis und Janitscharen des Sultans Bajazid, den

man auch Jüderim — den Bliz — nannte. Eine Weltwende! Gott, was war das im Grunde für 'ne harmlose Affäre! Ein mittleres Vorhutgefecht. . .

Kleines Feuilleton.

Braila.

Auf Braila fluten nun die gefühllosen Rumänen zurück. Geht man auf der Donau nach Braila, so sieht man bei der Ankunft von der etwa 50 000 Einwohner zählenden, im Verhältnis zu dieser Bevölkerungszahl ungeheuer ausgedehnten Stadt verhältnismäßig wenig, denn sie liegt auf einer ebenen Fläche, die etwa zwanzig bis dreißig Meter höher liegt als die Donau und dicht am Ifer in steilem Gange zum Strome abfällt. Braila bezeichnen die Rumänen gern als die schönste Stadt ihres Landes, und das ist kaum übertrieben; selbst mit Bukarest kann sie wetteifern. Während die übrigen Provinzstädte Rumaniens eben rechte und schlechte Provinzstädte mit kümmerlichen Häusern und sehr schlechtem Pflaster sind und sich durch unregelmäßige Bauart auszeichnen, ist Braila eine ganz moderne, gut gepflasterte Stadt, die nach einem regelmäßigen Plane angelegt ist. Zur Zeit des Krimkrieges bestand sie da, wo das heutige Braila liegt, nach der Schilberung eines irischen Kriegsberichterstatters eine große, flache Ebene, auf der ein paar Häuser verstreut waren. Innerhalb eines halben Jahrhunderts hat sich Braila zum größten Ausfuhrhafen Rumaniens entwickelt und selbst das Aufblühen Konstantas hat ihm nur wenig Abbruch tun können. Da, wo die Donauarme sich wieder vereinigen, ist der Strom außerordentlich breit und dank der Stromverbesserung können die größten Seedampfer bis nach Braila aufwärts fahren.

Dampfer und Segelschiffe, die vom Schwarzen Meer kommen, löschen ihre Pracht in Galatz, dem Einfuhrhafen, aber in Braila werden die beiden Haupterzeugnisse, Korn — Weizen und Mais — sowie Petroleum verfrachtet. Längs des ganzen Hafens steht ein Kornmagazin neben dem andern und stellenweise ist diese Hafensstraße dichtbesetzt mit den weißen Zylinderbehältern, aus denen das Erdöl durch Röhre in die Petroleumschiffe geleitet wird. In den Wochen nach der Ernte herrscht am Hafen ein ungeheuer reiches, geschäftvolles Leben, und der Hafen zeigt ein orientalisches Bild: die buntgekleideten Lastträger schleppen Kornlad auf Kormlad, Türken, Albanesen, Armenier, Juden, Karrentreiber, Kutscher der kleinen einpännigen Getreidewagen wimmeln durcheinander, Rumänen und Rumäninnen stehen in Bergen des gelben Kornes, das sie mit großen Schaufeln laden, im Hafen liegt ein großer Seedampfer neben dem anderen und in langen Reihen liegen die eigentümlich geformten türkischen und griechischen Segelschiffe.

Es gibt nicht eine Straße der eigentlichen Stadt, die nicht an einem Ende oder gar an beiden zur Donau führt! Während Braila gegenwärtig keine Rolle als Festung an Galatz abgeben hat, war es in der Vergangenheit mehrmals ein besetzter Ort. Ob die Römer den Ort schon besetzt hatten, weiß man nicht sicher; die Rumänen scheinen dies zu glauben und haben deswegen den Hauptplatz mit einem Trojanischenmaße gesäumt. Sicher ist, daß die Römer in dieser Gegend das rechte Ifer besetzt hatten, denn hier lief die Reichsgrenze entlang. Ihren großen Aufschwung als Handelsstadt hat sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts genommen; die Verbesserung des Donauweges und der Bau der Eisenbahnen, durch die Braila mit Buzen und im Norden über Galatz mit Jassy verbunden ist, haben hierin das Ihre beigetragen.

Notizen.

„Herrn Arnes Schach“, das neue Bühnenwerk von Gerhart Hauptmann, hat seine Uraufführung am Deutschen Theater gegen Ende Januar und zwar als letztes Stück des „Deutschen Jahres“, in dem einwilligen Georg Büchners „Dantons Tod“ die Szene noch erfolgreich beherbergt. Am Silvesterabend wird „Figaros Hochzeit“ in der feinerzeit von Joseph Kainz gefassten Form gespielt.

Anton Wildgans „Armut“ wird am Freitag in den Kammerspielen des Deutschen Theaters erstmals aufgeführt.

Dem Thirler Franz Werfel, einem Starke der jüngsten deutschen Dichtung, ist ein Abend gewidmet, der am 5. Januar, 8 Uhr, in der Berliner Sezession stattfindet.

„Großmutter's Bratpfel“, ein altes Singspiel, dessen Musik von Johann Adam Hiller stammt, wird in den „Kleinen Hauskomödien“ (jetzt am Rollendorfsplatz) zur Einleitung der Silvesterfeier aufgeführt.

Die Tochter der Vich-Weiffer, der vor einem halben Jahrhundert sehr bekannten Kleinbürger-Nährlich-Schreiberin, ist hochbetagt in Hohenhausen gestorben. Ihr Name Wilhelmine von Hiller bedeutete seit den sechziger Jahren eine Stufe in den Anfängen der deutschen Frauenbewegung. In vielgelesenen Romanen verjuchte sie darzustellen, daß die Emanzipation der Frau ihre Grenzen habe. Sie bestritt, daß die Frau zu selbständigen, wissenschaftlichen Leistungen berufen sei, gestand ihr aber den Beruf zur Kunst zu. Sie wurde in exaltierter Schreibweise den Typus der „Heberspannen“ und würzte ihre Kost mit den sentimentalen Zutaten, die den Erfolg ihrer Mutter ausgemacht haben.

Ums Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von Moio.

In einem einfachen Mietwagen, ohne Diener, war eines Tages der Graf von Falkenstein vorgefahren.

Doch der lauernde Karl Eugen schoß in voller Gala auf den zarten Herrn im grünen Rock los und riß Diener um Diener vor des Kaisers Majestät, derweil die Zöglinge im Musiksaal zur Begrüßung ihre Instrumente stimmten und die Professoren, in großer Uniform, die Perücken neigten.

Der Graf von Falkenstein fand Freude an den jungen Kerls, die drauf los geigten, bliesen und trommelten, als gälte es, die Seelen am jüngsten Tage aufzuwecken. Er blieb eine halbe Stunde und horchte zu, mit leisem, verträumtem Lächeln. Karl Eugen strahlte und nickte ermunternd und strahlte bald hierhin, bald dorthin, je nachdem er vermeinte, es könnte nicht schaden, Beifall oder Tadel zu zeigen.

Als der erlauchte Gast in die Unterrichtsäule trat, herrschte atemlose Stille. Seit Maximilian, war Joseph II. der erste Kaiser, der Stuttgart wieder mit seinem Besuche beehrte. Man zog alle Register der Festlichkeit. Professor Abel wurde vorgaloppiert, dann folgte im geistigen Parademarsch die Elite der Zöglinge. Alles ging prächtig! Der grüne Arm mit dem roten Aufschlag hob sich und eine überlegene Stimme sprach: „Nun will ich selber fragen: nämlich die, die nichts wissen!“ Und schon stand der Kopf vor des Reichs Majestät und schweuerte verzweiflungsvoll die Salachose mit den Händen, weil der Kopf verlagte. Kirchbraun und wuschwarz war Karl Eugens Antlig; wenn seine geballten Fäuste die Macht des Nürnbergers Trichters besessen hätten, der Kopf wäre des Reichs erster Geist gewesen! So aber ging sehr langsam, wenn auch frech, auf der hindernisreichen Straße der Kameeralien weiter.

Wie ein Falak sprang Karl Eugen hinzu, als der Graf von Falkenstein winkte. „Ja bin zufrieden“, sagte der lächelnd,

„man erkennt die Vorteile einer Anstalt am besten daran, was die Mehrheit des Gemollten Gutes zeigt. Die Mädchen sind kühn und wagen etwas. Wer mit so wenig Wissen über Staatswissenschaften redet, der getraut sich auch gegen Zeitmiffstände und unnötige Fesseln der Menschheit loszuzugehen. Ihr zieht revolutionäre Sinne; nur von solchen profitiert der Staat.“

Von des Scharffensteins Hand lief das Blut, so grub Freih Schiller dem Freunde die Nägel ein. In seinen Augen standen glückliche Tränen. „Siehst du, siehst du: Er ehret die Menschheit und ersehnet auch Freiheit für sie. Der Vater von Teutonten ist der Schmutz der Prinzen, der Götter Liebling!“

„Schauet den Unfern an!“ brummte Peterfen und orientierte die beiden mit hurtigen Rippenstößen. „Die blöd er drein sieht!“

Karl Eugen lächelte bitterfüß und devot, ihm wäre ein anderes Lob erwünschter gewesen. Doch Lob war Lob, sein Werk fand den Beifall des Kaisers; der herzogliche Schulmeister lächelte noch dankbarer und erfreuter, es galt die Gelegenheit zu nützen; er verneigte sich mit hängenden Armen. „Da darf ich wohl, in abgesehenen Zeit, bei so schätzenswertem Urteile von Eurer Majestät, auf die ersehnte Ernennung zur hohen Schule rechnen?“

Die hellen Augen blühten und die scharfen Lippen verbargen ein überlegenes Lächeln. „Da könnte man dann den ganzen Tag Doktors machen? Was?“ Dumm und geblendel sah Karl Eugen in Kaiser Josephs durchdringenden Blick, der, wie ein Har im hellsten Sonnenlicht, über dem kleinlichen Alltag stand. „Wir wollen sehen,“ begütigte schnell die angebotene Gutmütigkeit des Wieners, „ich send' den Kinsty her, damit ich noch genauern Einblick in die Gründe der Einrichtungen bekomme.“ Ja mein, es wird bald Stuttgarter Doktors geben.“

Zwei Tage blieb der Freiheitkaiser, und wieder mufigierten die Zöglinge, als er in seine Kutje stieg, um Marie

Antoinette zu Paris aufzusuchen, wofelbst sonderbare Masken im Volke zu quitzeln begannen. Freih Schiller meldete sich noch am gleichen Abende frank.

Er hatte nun keine Zeit für den Unterricht, er war übervoll und der Kiel slog im Marodenzimmer die ganze Nacht. Die Gedanken rannten aus dem Kopfe, wie Wasser aus zerbrochenem Sieb. Bald war hier noch ein Reib dem Handlungsstamm aufzupropfen, bald verschob sich dort ein Stein im zwangbestimmten Gebäude und mußte verlegt oder beiseite getan werden. Das neue Erlebnis gebar neuen Reichtum und reifte wie geahnte Saat: . . . hat die Welt sich umgedreht, Bettler sind Könige, und Könige sind Bettler! — Ich möchte die Lumpen, die er anhat, nicht mit dem Purpur des Gesalbtien vertauschen. Der Blick, mit dem er bettelt, das muß ein großer, ein königlicher Blick sein — ein Blick, der die Herrlichkeit, den Pomp, die Triumphe der Großen und Reichen zernichtet! . . .

Als die Sonne über den Stuttgarter Nebenhügeln langsam und siegreich aufstieg, fand sie einen gerwühlten, zerfornenen Kopf, in dem stürmisches Wollen mit mangelnder Lebenserfahrung titanisch rang. Wie hatte doch Franziska von Hohenheim dreingegeben, damals, als er sie beim Arme nahm und der Herzog der Schüler war? Ja, so verundert, nein: verächtlich mußte Amalia den feilen Wuhler Franz von sich stoßen, wenn er begehrend nach ihr griff. So, wie das Phinele den Mund aufwarf, wenn Vater was Derbes aus dem Kriege erzählte, das ihr nicht in den Kram paßte! Das Heroische und Starke war ein Kinderspiel gegen die furchtbare Qual, das Weib zu gestalten, das er nicht kannte. . . . Tritte kamen. Freih Schiller riß die Decke zum Schutze über das Manuskript. Die Tür ging auf. Es war Scharffenstein, der glücklich lächelnd in die Krankenstube einzog, hinter sich den alten Wärter. Mit den Augen sprachen die Freunde. Der Wärter taß mit dem gahnlosen Mund und blies die qualmende Lampe aus.

(Fortf. folgt.)

